

Aule schläft längst den letzten Schlaf, und seine Schüler, soweit sie noch leben, dürften alle die 50 beschritten haben. Diesen zur Freude, nicht dem prächtigen alten Lehrer zum Spotte, sind vorstehende Lausbuben-Erinnerungen geschrieben. Das reise Saarbrücken hat den um unsere Heimat hochverdienten Schulmann richtiger gewürdigt als wir dummen Froschdäcse von 1892/93. Professor Dr. August Krohn hat dem Historischen Vereine lange Jahre als Leiter vorgestanden. Beachtenswerte wissenschaftliche Aufsätze über die Geschichte unserer Heimat sind von seiner Feder geschrieben, sein Name wird im dankbaren Saartale unvergessen bleiben.

Aus Alt-Saarbrücken und Alt-St. Johann

Die feindlichen Schwestern.

Nachstehende Aufzeichnungen aus der feindlichen Zeit der Schwesterstädte mögen unserer jungen Generation kaum glaublich erscheinen, beruhen aber auf Tatsachen und sind von einem so ernstern wie liebenswürdigen Freunde des S.-R. gewissenhaft aufgezeichnet. Ich selbst erinnere mich noch einer Anzahl Leute, die nicht nach St. Johann hinüberwechselten, es sei denn, sie mußten zum Bahnhof. Unvergessen ist mir noch ein alter Herr, der es nur einmal über sich gewann, nach St. Johann zu gehen, als dort in einem Konzertsaal eine Horde junger Tänzerinnen auftauchte, die mit nicht viel mehr als ihrer Unschuld bekleidet waren. Ein Beispiel nur für die gegenseitige Gehässigkeit der Bürgerschaft: Der St. Johanner spottete über den meist ererbten Reichtum seiner Nebenbuhler: „Nimm den Thaler und setz dich drauf!“ Das nicht ganz ungerechte Urteil beantworteten die Angegriffenen mit der Bemerkung: „Wan die Sprewe drei Zwivlele han, fange se e Geschäft an un grünne 'ne Aktiengesellschaft.“ Auf der einen Seite selbstgenügsame Beharrlichkeit in ererbtem Besitz und seinem Zinsgenuß, auf der andern ein Vorwärts in Unternehmungslust und modernem Kaufmannsgeist. Z.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts verschob sich das Verhältnis zwischen den Schwesterstädten Saarbrücken und St. Johann vollständig. Saarbrücken war früher Residenz gewesen, Sitz der „Firschte“ und des Handels. St. Johann dagegen war bloß Vorort. Die Saarbrücker pflegten zu spotten: „Wenn in Sanggehann alle Bauern auf'm Feld sinn, is kää Birjer in d'r Stadt.“ Nun aber wurde es auf einmal anders. St. Johann bekam den Bahnhof, der Handel zog sich mehr und mehr hinüber, die Stadt dehnte sich immer weiter aus, während Saarbrücken in der Entwicklung zurückblieb.

Jetzt wurden die Sanggehanner überheblich und spotteten über die Saarbrigger, was diese aber gar nicht vertragen konnten. Die Folge war ein ziemlich gespanntes Verhältnis zwischen „hinwe un drinwe“. Die Herzgeloffene zwar, — und deren gab's jetzt immer mehr — kehrten sich nicht daran und gingen „eniwmer un eriwmer“, ganz wie es ihnen beliebte. Aber „die Hiesige, die echte Saarbrigger un die Sprewe vun Sanggehann“, nä! die blieben tatsächlich auf dem heimischen Ufer und betraten das andere nie — oder doch nur im alleräußersten Notfall, und dann kam es mitunter zu recht ergötzlichen Szenen.

I. Der schwierige Kirchgang.

Frau L. war eine eingefleischte, selbstbewußte Sanggehannerin. Sie ging nie „noh Saarbrigge, nä, grad se Lääd nit“. Frau L. muß es zwar erleben, daß ihre eigene verheiratete Schwester nach Saarbrücken zieht. Das ist ihr eine sehr schwere Sache — noh Saarbrigge! Es ist nur noch ein Glück, die Schwester wohnt ganz nah an der „Neie Brigg“. Wenn nun Frau L. auch hin und wieder

die „auswärtigen“ Verwandten besuchen muß, so geht sie doch eben nur über die Brücke, aber weiter nach Saarbrücken hinein keinen Schritt! Jetzt kommt aber ein schwieriger Fall. Am nächsten Palmsonntag soll der Reffe von Frau L. „driwwe“ konfirmiert werden, und sie ist doch die Goth! Also müßte sie „noh Saarbrügge in die Kirch?“ Frau L. sinnt hin und her, findet aber keinen Ausweg. Sie darf die Verwandtschaft nicht beleidigen und wegbleiben, sie muß hin, in die Saarbrigger Kirch!

Der verhängnisvolle Sonntag kommt. Frau L., im schwarzseidenen Kleid, mit Samt-Umhang und ganz neuem Rapotthut, recht stattlich anzusehen, begibt



Die feindlichen Schwestern

sich seufzend auf den Weg zur Kirche. Wie sie zurückkommt, ist sie ganz verstimmt. Sie macht sich Luft mit den Worten: „Ihr lieve Kinner! Beinoch hätt' ich jo die Kirch gar nit funn. Ich hann jo immer gemänt, wemm'r eniwwer käm in die Eisebahnstroß, da stänn die Ludwigskirch uff d'r linke Seit', die steht jo rechts!“

II. Das St. Johanner Spanferkel.

Frau S. wohnte in der Demweggaß. Sie war eine echt, alti Saarbrigger'sch. Von dene ingebilde Sanggehanner wollte sie nichts wissen, eniwwer ging sie darum niemals. Frau S. verstand ganz vorzüglich zu kochen, und besonders hielt sie sehr auf einen gut bestellten Mittagstisch. Jeden Herbst mußte mindestens einmal ein knusprig gebratenes Spanferkel auf den Tisch kommen, das tat sie nicht anders. Ihr Mann und die Kinder waren auch zu sehr daran gewöhnt. Aber gerade in diesem Jahr ist's wie verhext Sie weiß in ganz Saarbrücken kein Spanferkel zu bekommen, bei keinem Metzger. Heute ist schon Freitag, übermorgen soll Erntedankfest sein — und immer noch keine Aussicht auf den ersehnten Braten!

Da hört Frau S. von einer guten Freundin: im St. Johanner Schlachthaus gibts heute Spanferkel zu kaufen. Aber — in Sanggehann!? Doch was hilft's, es ist die allerhöchste Zeit. Frau S. unterdrückt alle Bedenken und macht sich auf den schweren Weg. Vorher hat sie sich noch ganz genau beschreiben lassen, wo denn das Schlachthaus drüwe steht. Sie findet auch richtig den Weg dorthin und bekommt ein schönes Spanferkel — 15 Pfund wiegt es. Befriedigt nimmt's Frau S. auf den Arm und macht sich auf den Heimweg. Sie rechnet aus: 15 Pfund, da kann sie noch ganz gut Onkel Lui und seine Frau einladen. Er ist so gern Spanferkel, sie sieht schon in Gedanken, wie's ihm schmeckt. Plötzlich merkt sie zu ihrem Schrecken, daß sie sich verirrt hat. Nein, durch diese Straße ist sie vorhin nicht gekommen. Na, wenn sie sich rechts wendet, muß sie doch wieder den richtigen Weg finden. Sie tut's, verirrt sich aber immer mehr.

Schließlich gerät sie in eine Gegend, wo sie in ihrem ganzen Leben noch nicht gewesen ist. Im allerinnersten Afrika könnte sie nicht verlässener und hilfloser sein als hier. Endlich sieht sie vor einem Hause einige Frauen stehen, an die wendet sie sich in ihrer Ratlosigkeit: „Ihr lieve Leit, saan doch, wo geht denn hie der Weg noh Saarbrügge?“ — „Ei, wo is Sie denn her?“ — „Bun Saarbrügge.“ — „Ah so, von auswärts!“ Eine der Frauen ist so gutmütig und begleitet Frau S. eine Strecke bis auf den richtigen Weg. Diese atmet aber erst auf, als sie mit ihrem Spanferkel auf der Alten Brücke ist und Saarbrücken wieder vor sich sieht. Im stillen aber gelobt sie sich heilig und fest: „Nä, das saan ich awwer, kä zeh' Päärd solle mich widder noch Sanggehann bringe!“

III. Der Saarbrücker Haf.

Der alte Apotheker Koch war ein leidenschaftlicher Nimrod. Im Herbst pflegte er immer mehr auf der Jagd zu sein als in seiner Apotheke am Schloßberg. Wieder einmal hat die Hasenjagd begonnen. Gestern ist große Treibjagd gewesen und die Jagdbeute über Erwarten reichlich ausgefallen. Zum Schluß ist man noch in eine recht vergnügte Stimmung gekommen. Heute steht Herr Koch in seiner Apotheke, er ist in ausgezeichneteter, strahlender Laune. Eine ganze Schar von Kunden steht um ihn her. Die wollen aber heute weder Tränkchen, noch Pillen oder Pulver, keinen Kamillentee oder Rizinusöl, sondern Hasen, nichts als Hasen. Herr Koch kann sie alle befriedigen, es sind genug Hasen da, der eine oder andere kann sogar zwei bekommen. Zuletzt kommt Herr Z. an die Reihe, der hat daselbe Anliegen. Herr Koch kennt ihn gut aus dem Kasino, schon ist er im Begriff, ihm auch einen Hasen zuzusagen. Da fährt ihm plötzlich durch den Sinn: Wie, der wohnt doch drüwe, auf der andere Seit der Saar? Sein Gesicht, eben noch so gemüthlich, ist auf einmal abweisend geworden. Herr Z. wird kurz und barsch abgefertigt: „Nä, ich verhaafe kä Haf' noh Sanggehann!“

Er muß es wissen. Ein alter Stammgast in einem renommierten hiesigen Lokal besaß einen Garten. Er weiß viel zu erzählen, welche Wunder an Gemüse sein Garten birgt. Als darüber von anderen Gästen gelinde Zweifel geäußert werden, läd der Stammgast den Wirt zum Besuch des Gartens für den nächsten Nachmittag ein, damit sich dieser von der Fruchtbarkeit des Gartens überzeugen könne. Aus dem Besuch ist nichts geworden, weil zur verabredeten Zeit die Gartentür verschlossen war. Auf die Vorstellung dieserhalb sagt der Stammgast, er habe nicht selbst anwesend sein können wegen eines dringenden Geschäftsganges und habe seine Frau geschickt. Der Wirt erwidert, er habe niemand gesehen außer einer alten, häßlichen Vogelscheuche. „Ei, wie hat denn die ausgesehn?“ fragt der Stammgast. Der Wirt gibt eine genaue Personalbeschreibung, die das Grufeln der Gäste hervorrufft. Er war noch nicht zu Ende, da ruft der Stammgast: „Nadierlich, ije, han ich mir's gleich gedenkt, das war doch mei Aldi!“

Aus Fritz Kühners „Großstadtbrille“.